

Hans Christoph Buch

DER UNTERBISS

Drei Annäherungen an Günter Grass

1

„Welch ein großmächtiger Kiefer! Und dieses Gehege von Zähnen!
Zwischen die Backen herein nimmt er, was alles zur Hand,
und zerkracht es und weist schon die faul' oder trockenen Kerne,
leere Schalen, den Wurm – flieht, hört ihr knirschen den Grass!“

Diese Verse dichtete der Lyriker Johannes Bobrowski, nachdem er auf der Tagung der Gruppe 47 in Saulgau 1963 Günter Grass begegnet war. Der Vierzeiler ist mehr als ein Literatenuk: Er charakterisiert in doppelter Hinsicht den Autor der „Blechtrommel“ und späteren Nobelpreisträger und bringt dessen Kampfeslust auf den Punkt, die echte und eingebilddete Gegner von Günter Grass zu spüren bekamen: Darüber hinaus benennt er ein physiognomisches Detail, die Progenie, zu Deutsch Unterbiss, den Grass mit seinem buschigen Schnauzbart kaschierte - laut Wikipedia ein Erkennungsmerkmal von Genies und Wahnsinnigen, Pornodarstellern und Polizisten, Zauberkünstlern und Diktatoren – doch das nur in Klammern. Beides, der Unterbiss und das aggressive Temperament, waren und sind zwei Seiten derselben Sache, und der schwarze Schnurrbart wurde ebenso zum Markenzeichen von Günter Grass wie die Blechtrommel, mit der

sein zwergwüchsiger Protagonist sich Aufmerksamkeit verschafft. Dass Oskar Matzerath – schon der Name ist Programm – mit schrillum Diskant Gläser zersingt, passt zur Selbstvermarktung des Autors als kaschubischer Rowdy und Provokateur, der nicht nur den Literaturbetrieb, sondern auch die bundesdeutsche Politik gründlich aufmischte. Der Schnauzbart, die Cordjacken und selbstgedrehten Zigaretten gehörten ebenso zum Image des Nonkonformisten wie gezielte Verstöße gegen Religion, Moral und guten Geschmack im Text seines Romans. Doch der gegen die „Blechtrommel“ erhobene Vorwurf der Blasphemie und Pornographie, der zur Aberkennung des Bremer Literaturpreises führte, ist aus heutiger Sicht kaum nachzuvollziehen. Günter Grass galt als Schmuddelkind, das mit Behagen im Dreck herumstocherte und dem Ekel kulinarische Effekte abgewann wie in der Schilderung eines von Aalen wimmelnden Pferdekopfs, und er war Welten entfernt von der Tristesse der frühen Nachkriegsliteratur. Das änderte sich erst, als er sich der politischen Vernunft verschrieb und für Willy Brandt in den Wahlkampf zog: Während Grass die Werbetrommel rührte für die ESPEDE, wurde er vom Studentenprotest links überholt, und die Kulturrevolution von 1968 – Drogen, Sex und Rock'n'Roll - ließ seine Provokationen harmlos erscheinen. Im Konflikt mit der jüngeren Generation sah Grass plötzlich alt aus, und seine Aussage, den Vietnamkrieg könne er nicht beurteilen, weil er kein Vietnamesisch spreche, war genauso peinlich wie die hausgemachte Schweinskopfsülze, die er dem Beat-Poeten, Juden und Vegetarier Allen Ginsberg auftischte.

2

Es war schwer, fast sogar unmöglich, mit Günter Grass befreundet zu sein, weil er sich mit subalternen Höflingen umgab, die allem, was er sagte, schrieb und tat, ihren Segen erteilten, während Grass

allergisch reagierte auf Kritik und von seinen Freunden Gefolgschaft forderte: Wie im Fähnlein der sieben Aufrechten gab er die Richtung vor, und der Rest der Truppe folgte nach, so als habe der Dienst in der Wehrmacht sein Verständnis von Befehl und Gehorsam geprägt – die Einziehung zur Waffen-SS war damals noch nicht bekannt. Alle großen Schriftsteller, mit denen Grass befreundet war, stieß er früher oder später vor den Kopf, von Max Frisch bis zu Heinrich Böll, und die beredte Klage, sein Freund Uwe Johnson fehle ihm, hatte einen schalen Beigeschmack, denn beide wohnten in Berlin-Friedenau fast Tür an Tür, wechselten jahrelang aber kein Wort. Hinzu kommt, dass Grass bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anderen Autoren ungebetene Ratschläge gab: „Wer schreibt den großen Roman über den blauen Himmel über der Ruhr?“, sagte er im Literarischen Colloquium mit Blick auf Nicolas Born, der aus Essen kam und stotternd darlegte, dass er andere Prioritäten habe – der „blaue Himmel über der Ruhr“ war ein Wahlkampfslogan der SPD. „Und wer schreibt den großen Roman über das Umkippen des Bodensees?“ Bei diesen Worten fixierte er mich, der ich in Bonn und Marseille aufgewachsen war und die Bodensee-Region nur vom Hörensagen kannte. Ich verwies stotternd auf den am Bodensee wohnhaften Martin Walser, doch den hatte er schon vergeblich gefragt. Das war im Winter 1963/64 in Westberlin. Kurz zuvor war ich Grass bei der Gruppe 47 in Saulgau erstmals begegnet, wo er mich in Schutz nahm gegen die einschüchternde Kritik der Koryphäen Marcel Reich-Ranicki und Ernst Bloch, der mich auf den Müllhaufen der Geschichte befördern wollte – mit eisernem Besen, wie er sagte. Grass verteidigte den von mir verlesenen Text über eine archäologische Ausgrabung, die buchstäblich im Sande verläuft, als Slapstick-Komödie, Enzensberger pflichtete ihm bei, und Walter Höllerer lud mich ein ins Literarische Colloquium, wo ich Grass als Dozent für „Prosaschreiben“ wiedertraf.

Günter Grass ist tot – er starb am 13. April, meinem 71. Geburtstag, und erst im Nachhinein kann ich ermessen, was er für mich und meine Generation bedeutet hat. Nicht nur den Walrossbart hatte Grass mit Bismarck gemein: Er war eine Vaterfigur, die ein halbes Jahrhundert lang der deutschen Literatur ihren Stempel aufdrückte und die Wahrnehmung der Bundesrepublik im In- und Ausland dominierte. Der Schatten, den dieser Übervater warf, war übergroß, und vielleicht erklärt das, warum ich mich seinem Einfluss entzog und nicht in seine Fußstapfen trat, obwohl er zu meinen Lehrmeistern gehörte und zeit seines Lebens ein prägendes Vorbild blieb – allem Wider-den-Stachel-Löcken zum Trotz. Dabei denke ich an seine moralisch-politische Haltung, nicht an den barock verschnörkelten Stil und die mäandernde Erzählweise, die kaum Nachahmer fanden, obwohl auch die Früchte seines Zorns, seine mit Selbstherrlichkeit gepaarte Rechthaberei, eher zum Widerspruch reizten als zur Zustimmung. Selbst dort, wo er sich vergaloppierte mit seinen Vorurteilen gegen abstrakte Kunst und postmoderne Literatur, gegen Computer und Handys oder gegen Angela Merkel, die er als „Petzliese“ **beschimpfte**, waren seine Irrtümer getragen von einem bürgerschaftlichen Engagement, das nicht aus dem Kopf, sondern aus dem Bauch, nein: von Herzen kam und deshalb Respekt verdient.

Auf dem Campus der Freien Universität Berlin wurde Grass ausgebuht, als er im Juni 1967, nach den Schüssen auf Benno Ohnesorg, für das Existenzrecht Israels plädierte, das er kurz vor dem Sechstagekrieg besucht hatte. Das Pfeifkonzert der Studenten gellt mir noch jetzt in den Ohren. Aber das war harmlos verglichen mit der Entrüstung, die ihm entgegenschlug, als er vor Israels Atombombe warnte in einem Gedicht, an dessen Entstehung Peter Schneider und

ich indirekt beteiligt waren: Gemeinsam hatten wir ihn in Behlendorf aufgesucht und Sorgen artikuliert angesichts der Atomkriegsgefahr zwischen Israel und dem Iran. Wie im Gleichnis vom Schmetterlingsflügel, der einen Orkan heraufbeschwört, löste das wie ein Leitartikel klingende Gedicht eine Presse- und Medienkampagne aus. Doch die Gleichsetzung Israels mit dem Mullah-Regime rechtfertigt es nicht, Grass als Antisemiten an den Pranger zu stellen, und es spricht für Martin Walser, dass er sich bei einer Diskussion im Springer-Verlag weigerte, seinen Kollegen in Grund und Boden zu verdammen.

All das wiederum war nur ein Sturm im Wasserglas im Vergleich zu der geballten Empörung, die Grass traf, als er in seinem Buch vom „Häuten der Zwiebel“ die Mitgliedschaft in der Waffen-SS gestand – in einem Gespräch mit Klaus Wagenbach soll er dies schon früher angedeutet haben. Doch selbst wenn Grass nur ein von der Nazi-Ideologie verführter Kindersoldat gewesen war, drängte sich der Verdacht auf, dass er die Wahrheit für sich behielt, weil sie seine Chance auf den Nobelpreis zunichte gemacht hätte – ein taktisches Kalkül, das seine Glaubwürdigkeit untergrub und sein Engagement in Zweifel zog.

Damit nicht alles falsch wird, ist zu unterscheiden zwischen Grass als öffentlicher Person, die wie ein heidnischer Donnergott Blitze schleuderte, verletzend grob und übellaunig sein konnte, und der Privatperson, die höflich, zuvorkommend und aufmerksam, ja liebenswert war, ein perfekter Gastgeber und begnadeter Koch, wie seine Besucher bestätigen können. Dazu gehört, dass er notleidenden Schriftstellerkollegen schnell und unbürokratisch half mit privaten Darlehen, Stipendien oder von ihm gestifteten Literaturpreisen, ohne sein Mäzenatentum an die große Glocke zu hängen.

Literarisch war Günter Grass kein Vorbild für mich, obwohl er mir näher stand als etwa Heinrich Böll, der mir eher wie ein guter Onkel erschien. Was mich als angehenden Autor faszinierte, war das Frühwerk von Peter Weiss, vom „Schatten des Körpers des Kutschers“ bis zum Marat-Sade-Stück, das Grass mit „Die Plebejer proben den Aufstand“ vergeblich zu toppen versuchte. Der Verfasser der „**Blechtrommel**“ war selbst ein Plebejer, kein klassenbewusster Proletarier, sondern ein Kleinbürger, der den Kolonialwarenladen nicht verleugnete, für den er Schulden eintrieb, und zugleich ein genialer Vermarkter des eigenen Ruhms. „Dein Name muss jede Woche in der Zeitung stehen – egal womit“, sagte er in der Paris Bar bei einem Steak Minute, zu dem er mich einlud, nachdem ich ihm klargemacht hatte, dass und wie ich die „Blechtrommel“ zu überbieten gedachte.

Unter der Ägide von Günter Grass schrieb ich im Sommer 1965 Wahlreden und Slogans für Willy Brandt - zusammen mit Nicolas Born, Hubert Fichte und anderen Autoren, aber 1968 trennten sich unsere Wege: Grass plädierte für Reformen, während ich, Hans Magnus Enzensberger folgend, für die Weltrevolution optierte, die unter dem Motto „Schreibmaschinen für Vietnam“ jeden Donnerstag im Berliner Bundeseck tagte – ein Massenwahn, der selbst kluge Köpfe ergriff. Im „Tagebuch einer Schnecke“ hat er Born und mich damals nicht sehr schmeichelhaft porträtiert.

Die Funkstille währte nicht lange, denn bald darauf sahen wir uns wieder bei privaten Lesungen in Ostberlin, die Staat und Partei in Verwirrung stürzten, weil sie weder erlaubt noch verboten waren. Unsere Gespräche wurden abgehört, doch die Stasi wurde nicht schlau daraus, weil sie von Literatur handelten – Politik blieb außen vor. Hans Joachim Schädlich, Sarah Kirsch, Klaus Schlesinger, Jurek Becker, Manfred Krug und andere nahmen an den Begegnungen teil. Doch das Versprechen des Staatsratsvorsitzenden, in Kunst und

Literatur gäbe es fortan keine Tabus, musste ein Versprecher gewesen sein, denn der Honeymoon von Geist und Macht endete mit der Ausbürgerung Wolf Biermanns, die einen Exodus der DDR-Literatur nach sich zog – unsere Gesprächspartner fanden sich *volens* im Westen wieder.

Bei den privaten Treffen in Ostberlin las Grass aus „Der Butt“ und „Das Treffen in Telgte“, zwei Texte, die mir noch heute gut gefallen, während ich mit der „Rättin“ und dem Wende-Roman „Ein weites Feld“ nichts anfangen konnte – letzterer schien mir gründlich missraten. Mit der Novelle „Im Krebsgang“ über den Untergang der *Wilhelm Gustloff* fand Grass zu alter Form zurück, und sein Roman über das Grimm'sche Wörterbuch harrt noch der Wiederentdeckung.

Nach seiner Übersiedlung von Berlin nach Lübeck sahen wir uns nur noch sporadisch: Bei sogenannten „Friedensgesprächen“ mit DDR-Autoren, die ihre Treue zu Partei und Staat bekundeten - „das ist bekannt“, brummte Uwe Johnson ins Mikrofon. Oder bei einer Diskussion mit Wolfgang Thierse in der Berliner Akademie, wo ich, aus dem Grenzgebiet Pakistan-Afghanistan zurückgekehrt, von Grass zurechtgewiesen wurde, weil er keinen Widerspruch vertrug. Sowie, *last but not least*, in seinem Landhaus an der Algarve, wo er sich mit einem gebratenen Butt dafür revanchierte, dass ich Jahre zuvor im Chinatown von New York die Zeche bezahlt hatte, weil Grass wie immer kein Geld bei sich hatte. Das Knacken, mit dem er die Schwanzflosse des Butts zwischen den Kiefern zermalmte, nahm das Geräusch vorweg, das aus seinem Grab dringen soll, wenn er, wie in seinem Testament angedroht, unter der Erde Nüsse knackt.